

Hätte besser laufen können

Angesichts ihres fünfzigsten Jubiläums nahm Joachim C. Fest die Novemberrevolution zum Anlass, um im „Spiegel“ die These zu untermauern, wie wenig die Deutschen mit Revolutionen anfangen könnten. Weder „geköpfte Könige noch erschlagene Gauleiter“, schon gar „keine Straßenschlachten, keinen Bastillesturm oder siegreich durchgestandenen Verfassungskonflikt“ seien Teil des „deutschen Gedächtnisses“. Stattdessen bewahre es „eher geniert“ Erinnerungen an vereinzelte „halbherzige Erhebungen und einen selbstquälerisch wankelmütigen Widerstand“ – „alles in Jammer und Bitternis endend“.

Zu dieser Stimmungslage passte 1968 auch eine Artikelserie in der Zeitschrift „Stern“ von Sebastian Haffner, die im Folgejahr unter dem Titel „Die verratene Revolution“ als Buch erscheinen sollte. Mochte der Publizist die Aufbruchstimmung der Sozialdemokratie in jenem Jahr, als Willy Brandt „mehr Demokratie wagen“ wollte, noch so begrüßen, das Agieren Friedrich Eberts und der tonangebenden Mehrheitssozialdemokratie während der Revolution von 1918/19 verdamnte er umso heftiger.

Für Wolfgang Niess gehört die Verrats- these, wie sie Haffner in seiner über Jahr- zehnte hinweg am besten verkauften Dar- stellung zu jener Umbruchszeit formulier- te, in das Reich der Legenden. Schon der Untertitel seiner Schrift deutet in eine an- dere Richtung, ist dort doch von dem „wahren Beginn unserer Demokratie“ die Rede. Optimismus in der Geschichts- deutung versprüht auch, zumindest auf den ersten Blick, Joachim Käppners Wür- digung des langen Herbstes 1918 als „Aufstand für die Freiheit“. Jubiläumsty- pisches Pathos – Käppner will der Revolu- tion einen Platz in dem „leider wenig be- suchten Pantheon“ deutscher Freiheitsbe- wegungen sichern, Niess sich mit „Dank- barkeit, Stolz und Hochachtung“ an sie erinnern – kann die kritische Grundhal- tung der beiden Autoren nur kurzzeitig überblenden.

Wie Haffner sind sie historisch ausge- zeichnet geschulte Journalisten. Sie ver- stehen es zu schreiben und meiden einen schwerfälligen Wissenschaftsjargon. Niess verzichtet ganz auf einen Anmer- kungsapparat, Käppner hält ihn schmal. Beide stützen sich vorrangig auf gedruck- te Quellen und Forschungsliteratur, die überwiegend einen vor Jahrzehnten fest- gefahrenen Debattenstand dokumentiert. Insoweit sind die zwei Darstellungen sorg- fältig gearbeitet und befinden sich auf der Höhe der Zeit. Es fragt sich allerdings, ob es für wirklich neue Synthesen über die deutsche Revolution von 1918/19 zu früh ist. Gewiss, das Zentenarium verlangt gerade jetzt nach ihnen, aber Erkenntnis- fortschritte zu dieser Umbruchsphase sind rar gesät, nur „zarte Neuansätze“ er- kennbar, wie Käppner zu Recht einlei- tend schreibt. Aus ihrem Dornröschenschlaf ist die Revolutionsforschung erst vor kurzem erwacht. Substantielle Studi- en beispielsweise zur Kultur-, Intellektuel- len-, Medien-, Alltags- oder Regionalge- schichte lassen noch auf sich warten.

Vor diesem Hintergrund ist den beiden Autoren kaum vorzuhalten, dass sie sich vorrangig, ergänzt um Rück-, Aus- und Seitenblicke, auf die politischen Vorgän- ge in Berlin zwischen dem November 1918 und Januar 1919 konzentrieren. Die Revolution entsprang, so Niess, einer „defensiven Grundhaltung“ und zielte auf die Beendigung des bereits verloren- en Krieges. Meuternde Matrosen ver- weigerten einen letzten selbstmörderi- schen Flottengang. Von der Küste aus er- fasste der Aufstand in rasantem Tempo Soldaten wie Arbeiter und verbreitete sich im ganzen Land. Bei Niess ist von ei- ner „elementaren Wucht“, bei Käppner von einem „unwiderstehlichen Sog“ die Rede. Das sind Sprachbilder für eine wei- terhin erklärungsbedürftige Massendyna- mik im frühen November 1918, die nur wenige Todesopfer forderte. Die „Revolu-

Die deutsche Revolution wird hundert Jahre alt. Neues hat die Forschung zwar nicht aufzubieten. Aber die gut informierten Darstellungen zweier Journalisten schlagen sich gut und zeigen Spielräume möglicher Interpretationen.



Joachim Käppner: „1918“. Aufstand für die Freiheit. Die Revolution der Besonnenen.

Piper Verlag, München 2017. 524 S., geb., 28,- €.



Wolfgang Niess: „Die Revolution von 1918/19“. Der wahre Beginn unserer Demokratie.

Europa Verlag, München 2017. 463 S., geb., 24,90 €.



Wilhelmshaven, 11. November 1918: Zwei Wochen nach der Meuterei der Matrosen wird der Freiheitssonntag gefeiert. Foto Picture Alliance

Interdisziplinär zu denken war ihr selbstverständlich

Unwiderstehliche Prosa: Ricarda Huchs epochemachende Darstellung der deutschen Romantik, neu aufgelegt in der „Anderen Bibliothek“

Ricarda Huchs Abhandlung über die Romantik ist eines der erstaunlichsten Bücher der Literaturgeschichte und auch der Literaturwissenschaft. 1899 zum grö- ßeren Teil zuerst erschienen, wurde es in eine literarische Mitwelt hineingeschrie- ben, die nur noch über einen auf das Symbol der blauen Blume reduzierten, trivialen Begriff des Romantischen ver- fügte. Tatsächlich war außer ein paar Ge- dichten kaum etwas präsent.

Die großen Leistungen der roman- tischen Dichter und Gelehrten auf den Gebieten der Volksliteratur, der mit- telalterlichen Dichtung, der Sprach- wissenschaft, Philologie und Hermeneutik, der Naturphilosophie, der Deu- tung der Malerei der Renaissance, der Shakespeare-Übersetzung oder der ver- gleichenden europäischen Literatur- geschichte waren unter einer einseitig auf Goethe und Schiller fixierten Ger- manistik weitgehend in Vergessenheit geraten.

So konnte die Arbeit einer Dichterin zur Begründung einer inzwischen welt- weit florierenden umfassenden Roman- tikforschung werden, die sich mit Wil- helm Diltheys Schleiermacher-Studien

und dem Novalis-Aufsatz in seinem berühmten Sammelband „Das Erlebnis und die Dichtung“ (1906) erst langsam entwickelte. Die 1864 geborene Ricarda Huch war freilich nicht nur eine Dichte- rin. Die früh mit souveränem Selbstbe- wusstsein ausgestattete Kaufmannstoch- ter hatte als eine der ersten deutschen Frauen in Zürich ein Universitätsstudi- um begonnen, das sie 1892 mit einer Dissertation über die eidgenössische Geschichte abschloss. So verfügte sie über die Fähigkeiten zur wissenschaftli- chen Arbeit, war aber gleichzeitig frei von den Beschränkungen der positivis- tisch orientierten zeitgenössischen Ger- manistik.

Die Konzeption ihrer Studie nimmt vieles bereits auf, was sich im Umkreis Wilhelm Diltheys als geistesgeschichtli- che Methode entwickelte, mit ihrem Ge- genstand ging sie auf die Ursprünge die- ser Betrachtungsweise bei Hegel und den Romantikern zurück. Gleichzeitig aber sondiert Ricarda Huch auch die tieferen Beweggründe der eigenen, mit historischem Denken zeitlebens ver- flochtenen Dichtung. So besticht die Darstellung nach wie vor durch die

tion der Besonnenen“ verlief anfangs fast unblutig, Kaiser und Fürsten verab- schiedeten sich in aller Stille von ihren Herrschaftsposten.

Am 9. November rief Philipp Scheide- mann die Republik aus, am Folgetag schuf die Revolution eigene Regierungs- organe, mit dem Rat der Volksbeauftrag- ten an der Spitze. Dieses Gremium aus Unabhängigen und Mehrheitssozialde- mokraten, für Käppner anfangs einer funktionierenden Vernunftfehe gleich- end, vollzog schon am 12. November eine Reihe von Freiheitsrechten stärken- den, aber auch sozialen Reformen. Am 15. November schrieb das Stinnes-Le- gien-Abkommen den Gedanken der Sozi- alpartnerschaft fest und schuf so für Niess frühzeitig eine Grundlage für die spätere Soziale Marktwirtschaft. Auf dem Reichsrätekongress im Dezember triumphierte die MSPD mit der Entschei- dung für eine Wahl zur Verfassungsgeben- den Nationalversammlung am 19. Januar 1919. Die Weimarer Reichsverfassung, wesentlich vom liberalen Staatsrechtsleh- rer Hugo Preuß erarbeitet, trat bereits Mitte August 1919 in Kraft.

All das ist bekannt und wird in kundi- ger Weise ein weiteres Mal von Käppner und Niess geschildert. Und doch schrei- ben sie gerade keine Erfolgsgeschichte ei- ner geradlinigen Begründung der parla- mentarischen Demokratie in Deutsch- land. Diese Sicht gerät sogar in den Hin- tergrund, die kritische Würdigung des Ge- schehens überwiegt. Wie das, wo doch so viel in so kurzer Zeit erreicht worden ist?

Hauptadressat ihrer Kritik ist die Füh- rung der Mehrheitssozialdemokraten, so wenig sie mit Tadel für eine radikale Lin- ke sparen. Während die einen jedoch machtvoll agieren konnten, seien die ande- ren klein und unbedeutend gewesen. In keinem Verhältnis dazu stand die Bolsche- wismus-Hysterie jener Tage. Die Ausruf- ung einer sozialistischen Republik durch Karl Liebknecht wenige Stunden nach Scheidemann vom einstigen Herrschafts- sitz der Hohenzollern aus nennt Käppner bestenfalls ein „Schlossgespenst“. Der Großteil der „Revolutionsbewegung“ (ein Begriff, der näher zu begründen wäre) ließ sich schließlich in keiner Weise für bolschewistische Ideen begeistern, hielt dagegen ein großes „Demokratisierungs- potential“ bereit, das die federführende So- zialdemokratie nicht zu nutzen verstand.

Damit greifen beide Autoren Überle- gungen auf, wie sie die Debatte rund um Handlungsmöglichkeiten und verpasste Chancen der Novemberrevolution ab Ende der siebziger Jahre prägte. Was die Räte in den ersten Monaten nach dem Ersten Weltkrieg mehrheitlich ablehnten, die Übernahme eines sowjetischen Mo- dells, steht außer Frage. Was sie dagegen befürworteten, worin das Verlangen nach „Demokratisierung“ genau bestand, ob und wie Ideen der Räte mit einem parla- mentarischen Regierungssystem hätten in Einklang gebracht werden können, das liegt auch bei Käppner und Niess weiter im Halbschatten.

Gleichwohl gelingt es ihnen, ein diffe- renziertes Bild der verschiedenen linken

Gruppierungen zu zeichnen. Binäre Schemen – Anhänger einer kommunisti- schen Diktatur hier, einer liberal-sozia- len Demokratie dort – entsprachen nicht dem bunten Potpourri an Ideen und Bestrebungen, ob in den beiden sozi- aldemokratischen Parteien oder bei den Revolutionären Obleuten. Andere politi- sche Lager finden dagegen weniger Inter- esse. So entsteht eine Schiefelage, die spä- testens angesichts des Erfolgs der „Wei- marer Koalition“ erkennbar wird. Auch wenn sie bereits 1920 wieder zerbrach, hatte sie anfänglich doch große Reso- nanz im gemäßigten linken und bürgerlich- liberalen Spektrum der Bevölkerung, die eben nicht ausschließlich aus der Arbei- terbewegung bestand.

Mehr Schattierungen weist das Ta- bleau der Akteure wieder auf, sobald die verschiedenen bewaffneten Kräfte wäh- rend der Revolution in den Blick gera- ten, von den Freikorps bis zur sagenum- wobenen „Volksmarinedivision“, in der Käppner eine „Schutztruppe der Revolu- tion und der Einheitsregierung“ aus- macht. Dies habe die MSPD verkannt, wie sie überhaupt von einer „Furcht vor den eigenen Anhängern“ gekennzeich- net gewesen sei.

Die militärische Machtfrage bildet den Dreh- und Angelpunkt seiner Darstel- lung. Gleich an mehreren Stellen führt Käppner als die „alles entscheidende Gret- chenfrage“ an: „Wie hältst du’s mit dem Militär?“ Aus „Mangel an Weitsicht und Selbstbewusstsein“ sei die entscheidende Gelegenheit ausgelassen worden, dem „deutschen Militarismus den Garaus zu machen“ und eine republikanische Ar- mee zu schaffen. Dies habe spätestens ab der Jahreswende 1918/19 blutige Gewalt und „weißen Terror“ begünstigt, mit der Ermordung Luxemburgs und Liebknechts als Fanal, und sei der eigentliche „Sünden- fall“ gewesen. Vieles spricht dafür, in der ausgebliebenen Militärreform, von Niess ebenfalls beklagt, ein zentrales Manko zu erkennen. Antworten auf die Fragen, ob sie ohne weiteres möglich gewesen wäre und welche Auswirkungen sie gehabt hät- te, verbleiben indes überwiegend im Reich des Kontrafaktischen. Der oft zum Beleg angeführte Parallellfall Österreichs zeigt schließlich, wie wenig es der dort ein- geführten „Volkswehr“ gelang, zu einem Heer oberhalb der Parteien aufzusteigen und die Bildung paramilitärischer „Heim- wehren“ einzudämmen.

Käppner und Niess gehen unterschied- lich hart mit der Mehrheitssozialdemokra- tie ins Gericht. Niess fällt ein milderer Ur- teil, nennt Ebert, dem Käppner immerhin einen „Willen aus Edelstahl“ zuschreibt und schwierige Startbedingungen zugute- hält, einen überzeugten Republikaner. Er stellt der Denkfigur der verpassten Chan- cen jene der ausgebliebenen Katastrophe gegenüber: „Es hätte manches besser lau- fen können – es hätte aber auch viel schlimmer kommen können.“ Für Käpp- ner hingegen ist der „Aufstand für Frie- den und Freiheit ausgerechnet an der SPD gescheitert“, die im Kaiserreich „un- ter großen Opfern für ebendiese Werte“ gekämpft habe. Auch ohne Übernahme des Verratsvorwurfs, mit größerem Ver- ständnis und weniger Polemik, steckt ge- rade in Käppners Schrift mehr Haffner, als ihr Autor wohl zugeben mag.

Für die unzweideutige Erzählung von einer demokratischen Grundlegung taugt die Revolution von 1918/19 ange- sichts dieser beiden kritischen Bestands- aufnahmen nur bedingt. In der Haut des Bundespräsidenten und anderer Fest- tagsredner möchte man im Herbst 2018 nicht stecken. Es wird aber schon nicht alles in Jammer und Bitternis enden. Ein gehöriges Maß an erinnerungspoliti- schem Frohmuth dürfen wir erwarten, auch eine hoffentlich wachgerüttelte Re- volutionsforschung, die nicht gleich im ersten Jahr nach dem runden Geburts- tag wieder entschlummern möge. Schließlich hat sie noch viele neue Wege zu erkunden. ALEXANDER GALLUS

Die Dämpfe des Kometen

Andreas Bähr über die Rolle von Himmelszeichen im Dreißigjährigen Krieg

Die Geschichtspublizistik eilt von einem Kriegsjubiläum zum nächsten. Kaum sind die Leser dem Grabenkrieg an der Somme entronnen, befinden sie sich schon in der Dresdner Bombennacht, und weiter geht die Reise zum Massaker von Magdeburg im Jahr 1631. Als besonders erfolgverspre- chend gelten dicke Bücher, in denen die kriegerische Vergangenheit als potentielle Zukunft erscheint. Herfried Münkler hat das gerade mit einer Monumentalbetrach- tung des Dreißigjährigen Krieg vorgenommen (F.A.Z. vom 7. Oktober 2017).

Aber da kann man zum schweren Ge- päck mit Gegenwartsbezug ein leichtes Komplement mit umso mehr historischem Tiefgang empfehlen. Der Berliner Histori- ker Andreas Bähr beschreibt in seinem Buch auf anschauliche Weise, wie der Krieg von damaligen Beobachtern und di- rekt Betroffenen erlebt und erklärt wurde. Bähr nimmt eine buchstäblich universale Perspektive ein: Er legt dar, wie Zeitgenos- sen das Geschehen am Himmel mit dem Geschehen auf Erden in Verbindung brach- ten. In ihren Augen war der Weg in, durch und aus dem Krieg vorgezeichnet in Kome- ten, Sternen oder Nordlichtern.

Wer in der Schule Schillers Wallenstein gelesen hat, der weiß um die damalige Ster- nenfixierung und ihre fatalen Folgen für ei- nen der größten Kriegeprotagonisten. Tat- sächlich war der Glaube an die kosmische Dimension des Krieges nicht auf das „einfache Volk“ beschränkt. Im Gegenteil, gera-



Andreas Bähr: „Der grausame Komet“. Himmelszeichen und Weltgeschehen im Dreißigjährigen Krieg.

Rowohlt Verlag, Reinbek 2017. 304 S., geb., 19,95 €.

de die avanciertesten Astronomen gehör- ten zu den eifrigsten Aposteln. Wie Bähr anhand eines reichen Quellenfundus auf- zeigt, entwickelten Athanasius Kircher und Johannes Kepler, die man beide als for- schende Kriegsflüchtlinge bezeichnen kann, elaborierte wissenschaftliche Erklä- rungen für den verheerenden Einfluss der Gestirne auf die Erde.

Kepler zufolge hatte der im Titel des Bu- ches genannte „Winterkomet“, der im Jahr des Krieagsausbruchs von Ende November an für fast zwei Monate mit bloßem Auge erkennbar war, katastrophale Folgen für die Menschen, weil die Erde auf ihrer Um- laufbahn den Orbit des Kometen gekreuzt habe. Kepler bezeichnete die kosmische Kreuzung als „locus infectus“ und berech- nete den Zeitpunkt der Anstekung auf den Anfang Dezember 1618, wenige Tage nachdem der Komet mit seinem schweifli- gen Schweif am 25. November die Stelle passiert habe. Zu den Konsequenzen der planetarischen Kontamination gehörte für Kepler die tödliche Seuche auf dem Kriegs- schauplatz Böhmen, die 1619 unter den kaiserlichen und böhmischen Soldaten wü- tete. Damit, so der berühmte Astronom, „significirte“ der Komet den Krieg nicht nur, er „efficirte“ ihn direkt.

Andere Beobachter des Kometen bezo- gen die Himmelserscheinung auf neue Kriegstübel, und als die Kaskade der militä- rischen Konfrontationen nach drei Jahr- zehnten ein offizielles Ende fand, gab es Autoren wie den Jēbnitzer Bürgermeister Joachim Rese, der das gesamte Krieges- geschehen schon im Winterkometen von 1618 angekündigt sah. Dazu verkürzte Rese die Dauer der Himmelserscheinung im Nachhinein von „etliche Monath“ auf genau „30 Tage“, wobei jeder Tag als göttli- ches Zeichen für die bevorstehende Prü- fung der irdischen Sünder zu verstehen sei. Rückwärtsgewandte Propheten wie Rese leisteten damit einen kleinen Beitrag dazu, dass der Krieg offiziell als „Dreißigjähri- ger“ in die Geschichte einging.

Besonders gelungen an Bährs Buch ist, dass seine Protagonisten nicht als ewige- strige Exoten, sondern als janusköpfige Fi- guren erscheinen, die zugleich in heilsge- schichtlichen und empirischen Kategorien dachten. Kepler ist dafür das beste Bei- spiel. Seine astronomischen Durchbrüche waren mit seinen astrologischen Ambiti- onen aufs engste verwoben, und als er 1619 „De cometis libelli tres“ publizierte, präsentierte er neben der kosmologischen Infekti- onstheorie auch neue Berechnungen zur „Be- wegung“ der Kometen, mit denen er das as- tronomische Verständnis der Himmelskör- per markant erweiterte.

Im Schlusskapitel über das „Nachleben“ seiner kosmologischen Kriegsdeuter schließt Bähr einen Bogen zum Beginn des Ersten Weltkriegs, wo Soldaten im Sep- tember und Oktober 1914 einen neuen „Kriegskometen“ am Himmel beobachten konnten. Es gab Kommentatoren, die so- fort auf den Winterkometen von 1618 ver- wiesen, und im Jahr darauf verschickten deutsche Frontsoldaten Feldpostkarten, auf denen Christus, der Komet und der Satz stand: „Herr vergieb ihnen!“ Die Kos- mologie wurde hier zu einem Instrument der nationalistischen Propaganda: Die Sünder befinden sich allesamt auf der an- deren Seite der Front. Der Komet auf der Karte verkündet Gottes Zorn über die Franzosen, denen die mit Pickelhauben ge- schmückten Gräber im Vordergrund zur Last gelegt werden. Heilsgeschichte fließt in Nationalgeschichte über, und so erhält das Kriegsgeschehen von Neuem einen hö- heren Sinn. CASPAR HIRSCHI



Ricarda Huch: „Die Romantik“. Ausbreitung, Blütezeit und Verfall.

Die Andere Bibliothek, Berlin 2017. 732 S. geb., 42,- €.